



„Die Beschäftigung mit dem Tode
ist die Wurzel der Kultur“

FRIEDRICH DÜRRENMATT

**Abschied, Tod, Trauer
in der
Kinder- und Jugendliteratur**

Bernhard Hubner
www.alliteratus.com

Werden und Vergehen – dieser Zyklus der Natur gilt uneingeschränkt auch für das menschliche Leben. Auch wenn der Traum wohl nie aus den Hirnen verschwinden wird: Unsterblichkeit ist weder machbar noch wirklich erstrebenswert. Wenn das Leben, der uns bewusste und bekannte Teil unserer Existenz mit dem Tod endet, bedeutet dies eine Trennung, eine Loslösung von Gewohntem, eine Veränderung von Beziehungsstrukturen, einen Abschied. Dann gibt es andere, die zurückbleiben und die entstandene Lücke schmerzlich spüren.

Die Reaktionen auf einen solchen Verlust sind ethnischen und historischen Unterschieden unterworfen, immer aber gehen sie einher mit Trauer und emotionaler Beeinträchtigung. Jedes Volk und jede Zeit hat – meist aus der jeweiligen vorherrschenden Religion heraus – Rituale entwickelt, um mit dem Abschied von einem ihrer Mitglieder fertig zu werden. In China etwa trägt man zum Zeichen der Trauer weiße Kleidung, in unseren Breiten hat sich Schwarz als Trauerfarbe durchgesetzt. In vielen westlichen Ländern gilt gefasste Beherrschung der Gefühle als erstrebenswert, im arabischen und asiatischen Raum kann es gar nicht lautstark genug zugehen, es gibt sogar professionelle Klageweiber, die zur akustischen Verstärkung gemietet werden können. Wiederum in China, so war es noch vor kurzem zu lesen, gilt die Zahl der Beerdigungsteilnehmer als so entscheidend für die Ehre der Trauerfamilie, dass man sogar mit Stripteaseshows die Zahl der "Trauernden" künstlich erhöhte, bis der Staat das verbot.

Unabhängig von äußeren Gestaltungsformen empfinden vor allem die nächsten Angehörigen eines verstorbenen Menschen schmerzlich den Verlust der körperlichen Nähe und gegenseitigen Liebe, die Störung des Beziehungsgeflechtes und die oftmals damit verbundenen sozialen Veränderungen in der Familie. Das gilt für Erwachsene wie für Kinder gleichermaßen.

Ist der Tod eines Menschen auch immer ein trauriges und einschneidendes Ereignis für Angehörige und Freunde, so unterscheiden sich solche Todesfälle doch durch ihre Vorhersehbarkeit (Krankheit, hohes Alter) oder Unvorhersehbarkeit (Unfall, Selbstmord/Mord, jugendliches Alter) und ihre Charakterisierung eher als "Erlösung" oder als ungerechte und unzeitige Beendigung eines noch viel versprechenden Lebens.

Während aber der Erwachsene stärker die Möglichkeit der vernunftbestimmten Reflexion nutzen kann, auch bei Veränderungen selbst aktiv in die künftige Entwicklung eingreifen kann, ist einem Kind dieser aktive und rationale Ausweg meistens versperrt. Erziehungsberechtigte, Verwandte, Staat und Gesellschaft treffen Entscheidungen über das weitere Schicksal, die sich nicht immer mit den eigenen Wünschen und Vorstellungen des Kindes decken. Der plötzliche Verlust einer Bezugsperson wird unwillkürlich als böswilliges Im-Stich-Lassen gedeutet, zur Trauer kommen Unverständnis und Wut.

Solche Entwicklungen verständlich zu machen, vielleicht sogar ihnen entgegen zu steuern, ist das Anliegen vieler literarischer Werke zu diesem Themenkomplex. In Wort und manchmal auch Bild wird die Gefühlswelt von Kindern und Jugendlichen durchleuchtet, analysiert und oft auch aktiv beeinflusst. Hier ist die Zielsetzung der Trost, das Wecken von Hoffnung, die Überwindung von Schweigen und Sprachlosigkeit anlässlich emotionaler Überwältigung. Denn gerade betroffene Kinder geraten durch nahe stehende Todesfälle häufig sowohl in grübelnde Wort- und Fassungslosigkeit wie auch in auswegloses Immer-wieder-Durchleben und ablenkendes, Trauerarbeit nicht zulassendes Drum-herum-Reden.

Im Folgenden stellen wir unserer Meinung nach gelungene Beispiele für solche Medien vor, die in Wort und teilweise auch Bild sehr unterschiedlich mit dem Thema „Tod, Trauer und Abschied“ umgehen.

Bernhard Hubner



Abschied und Tod im Bilderbuch

Koos Meinderts: Die Geschichte von Jonas und Oma. Ill. von Annette Fienig.
Titania 2007. 32 S. 12,95



Jonas und seine Oma wohnen gemeinsam im Leuchtturm. Oma kümmert sich um Jonas, bis sie eines Tages zu schwach ist, den Haushalt alleine zu führen. Nun übernimmt Jonas ihre Rolle. Doch eines Tages verschwindet Oma und Jonas hat nur noch seine Erinnerungen.

Eines der berühmtesten Lieder aus dem Film und Musical "König der Löwen", "Circle of Life", handelt vom ewigen Kreislauf des Lebens. So auch dieses Buch und diese Geschichte. Und um das Bild noch plastischer und anschaulicher zu machen, spielt die Geschichte auch noch am Meer, das mit Ebbe und Flut dieses Kommen und Gehen, Werden und Vergehen, sinnfällig darstellt. Eigentlich keine neue Idee also, sollte man meinen.

Und doch ist dieses Buch etwas ganz Besonderes. Es beschreibt in einfachen, aber sehr anrührenden Sätzen die vollständige Lebensgeschichte von Oma, von ihrer Kinderzeit über ihre erste Verliebtheit, die Hochzeit und Geburt des Sohnes über dessen Hochzeit und seinen Sohn, eben jenen Jonas, der heute bei Oma lebt, weil sein Vater als Seemann aufs Meer ging. Alle Männer der Familie hießen Jonas, Opa, Vater und Sohn, und sie alle träumten von einem Mädchen wie Oma, mit roten Wangen und einem roten Mund, den sie küssen durften. Hier ähneln sich die Abläufe, Kindheit, Jugend, Familiengründung und Alter, aber damit keiner glaubt, es müsste immer alles gleich sein, unterscheiden sich die Details doch merklich. Während Omas Sohn mit seiner jungen Frau aufs Meer wollte und seinen Sohn zuhause ließ, blieb der Opa als Leuchtturmwärter bis zu seinem Tod auf der Insel und der Enkel Jonas blieb auch zumindest bis zu Omas Tod.

Die "Kreise des Lebens" ähneln sich also wie bei einem zeichnenden Kind, aber sie sind nicht notwendig deckungsgleich. Hier überschneiden sie sich vor allem an typischen Winzigkeiten, der Beschreibung der Wunschpartnerin, dem kleinen Schlaflied von Ebbe und Flut und dem regelmäßigen Lichtstrahl des Leuchtturms. Viele würden sich heute mit Sohn Jonas eher gegen ein solch gleichförmiges Leben sperren, ausbrechen wollen, Abenteuern nachjagen. Für Opa und Enkel Jonas ist ein gerundetes, in Bahnen verlaufendes Schicksal aber kein Unglück, sie lassen sogar einem mit Gewalt beeinflussbaren Ereignis wie dem Davonfahren der senilen Oma seinen Lauf, weil auch das zum Lebenskreis gehört.

Ein aufmunterndes, anrührendes Buch, das Hoffnung macht und Ängste abbaut. Dazu tragen wesentlich auch die naiven und detailreichen Bilder bei, die in frischen Farben und stimmungsvollen Ansichten vom Leben der Figuren des Buches erzählen. Und obwohl die Geschichte eigentlich froh und voller Glücksmomente erzählt ist, bleibt es dem Leser nicht erspart, am Schluss ein paar verstohlene Tränchen wegzuwischen. Schön, dass es das gibt!

Wolf Erlbruch: Ente, Tod und Tulpe. Kunstmann 2007. 32 S. 14,90



Eine Ente lernt den Tod kennen, der sie als Person lange begleitet. Sie sprechen über den Vorgang des Sterbens und die Vorstellungen über die Zeit danach und fühlen sich wie Freunde.

Eines Tages stirbt die Ente tatsächlich und der Tod, nachdem er sie auf die Reise geschickt hat, widmet sich neuen "Bekanntschaften".

Von Albrecht Dürer gibt es den allegorischen Stich von "Ritter, Tod und Teufel". Daran erinnert der rhythmische Klang der Titeltrilogie. Und auch über die Musikalität hinaus gibt es Assoziationen zu klassischen Anschauungen. Der Tod ist hier gezeichnet als in lange karierte Gewänder gekleidetes Säuglingsskelett (wobei sehr alte Menschen oft ähnliche Kopfformen aufweisen), dessen zahnloser Kiefer immer wie leise und geheimnisvoll lächelnd wirkt. Von ihm erfährt die Ente, die seine Anwesenheit mehr zufällig, aber mit Erschrecken bemerkt, dass er jedes Wesen sein ganzes Leben hindurch begleitet. Auch der Tod weiß nicht im voraus, wann er in Aktion treten wird, ob Alter, Unfall oder Krankheit ihm den Auftrag erteilen. Deshalb hat er, quasi als "letzten Gruß", immer eine fast schwarzrote Tulpe bei sich, die er mit auf die letzte Reise schickt.

Aus der zunächst angstgeprägten Bekanntschaft der Ente mit dem Tod wird nach längerer Zeit gemeinsamer Erfahrungen und Erlebnisse fast eine Freundschaft mit starker Vertrautheit und Verbundenheit der beiden. Doch eines Tages wird der Ente kalt und sie atmet nicht mehr - der Tod legt sie behutsam aufs Wasser und lässt die Ente außer Sicht treiben. Mit dem Motiv des Flusses ins Jenseits und der traurigen Fürsorge als "Freund Hein" klingen wieder altbekannte Motive an.

Erlbruch erzählt diese Geschichte textlich und optisch eher lakonisch, zurückhaltend, mit freundlicher Empathie, aber ohne Ekstase. Bildlich dominiert eine starke Stilisierung, die langgestreckte, wie holzgeschnitzt wirkende Ente, der mimikfreie, an eine religiöse Reliquie erinnernde Tod, sie erfahren auf den ganz- bis doppelseitigen Bildern nur kleine Stellungsveränderungen. Ihre Gespräche und Interaktion spielen sich vor einem leeren Hintergrund ab, einzig Teile eines alten Kirschbaumstiches deuten eine Räumlichkeit an. Farblich wird es erst, als die Ente tot ist, jetzt symbolisiert ein tiefes dunkles Blaugrün sowohl den nächtlichen Himmel wie den großen und breiten Fluss. Und den weiterschreitenden Tod, bereit zu neuer Tat, umspringen ganz unstilisierte, natürlich gezeichnete und gefärbte Fuchs und Hase. Es gibt immer etwas zu tun...

Die Reduktion in Wort und Bild lässt ein vorbehaltloses Nachdenken, In-sich-Versenken und endlich Selbsterkenntnis zu: Wie gehe ich mit der alltäglichen Bedrohung um, der Endlichkeit meines Lebens, den Unsicherheiten und Fremdbestimmungen. Das Buch nimmt dabei keine eindeutige Position ein. Ob ein christliches Weiterleben in Hölle oder Paradies, ob Wiedergeburt, Geistwesen oder Verlöschen, das kann auch der Tod nicht beantworten oder will es vielleicht auch nicht. Sicher ist nur seine ständige Nähe, die nicht mit Bedrohung verwechselt werden sollte. Das ist für Menschen jeder Altersgruppe eine angstmindernde und schöne Vorstellung, ähnlich einem früheren Werbespruch einer Boulevardzeitung: Wohin Sie auch kommen - wir sind schon da.

**Michael Rosen: Mein trauriges Buch. Ill. von Quentin Blake. Freies Geistesleben
2007. 32 S. 15,50**



Michael Rosen war sehr traurig, als sein Sohn starb. In diesem Buch schreibt er über seine Traurigkeit, wie sie ihn überwältigt, wie sie ihn manchmal aber auch zornig macht, wie er gelernt hat, mit ihr zu leben.

Nach DEM Titel ist das erste Bild ein Schock: Da lacht einer über alle vier Backen und schreibt dazu, das sei er, wenn er traurig ist. Will er uns auf den Arm nehmen? Und dann: Ein Bild in so heiteren, leuchtenden Farben?

Schon auf der nächsten Seite klärt sich die Frage. Der Ich-Erzähler will sich niemandem aufdrängen, aber oft umgibt ihn die Traurigkeit von allen Seiten, denn sein Sohn Eddie, den er sehr liebte, lebt nicht mehr. Und dann steigen viele Bilder aus der Erinnerung, alle fröhlich und bunt, denn sie stammen aus der Kindheit Eddies, aus seinem Leben. Warum lebt er nicht mehr? Das wird nicht beantwortet, denn Eddie kann nicht mehr antworten, sein aktueller "Bilderrahmen" ist und bleibt leer.

Rosen beschreibt ganz genau und sehr nachvollziehbar, was die Trauer mit ihm macht. Wie sie ihn einsam und unglücklich zurücklässt, wie er händeringend jemanden sucht, um sich ihm anzuvertrauen. Auch, wie er wütend und ungerecht wird vor lauter Verzweiflung. Viele der Bilder, wie in Zerrissenheit und tiefer seelischer Not hingekritzelt, zeigen, wie grau und farblos alles einem Traurigen erscheint, wie sich die Farben aus seinem Leben stehlen. Er will ja nicht etwa traurig sein, es ist ja keine Lust am Trübsal blasen, aber es ist so schwer, aus dem unwegsamen Tal der Trauer zu entkommen.

Mit dem Autor erkennt der Leser, was für "Gehhilfen" es "nach oben" gibt: Etwas tun, auf das man stolz sein kann, etwas, das einem Freude macht, ohne andere unglücklich werden zu lassen. Manchmal auch: Darüber schreiben. Und vor allem: Zulassen, dass die Erinnerungen an schönere Zeiten, frohere Tage lebendig bleiben. "Und immer, wenn du glaubst, es geht nicht mehr, kommt von irgendwo ein Lichtlein her" – am Ende hilft schon das Licht einer Kerze, die Schatten zurückzudrängen und wieder Farben zu sehen.

Großartig gedacht, großartig gemacht, in Wort und Bild, "wie eine Kerze im Dunkeln".

Michael Dudok de Wit: Vater und Tochter. Freies Geistesleben 2003. 28 S. 12,50



Ein Mädchen verabschiedet sich am Strand von seinem Vater, der mit einem Boot hinaus fährt. Er will bald wiederkommen, aber die Tage vergehen, ohne dass der Vater auftaucht. Jahre vergehen, aus dem Mädchen wird eine Frau, sie heiratet, bekommt Kinder, die Kinder werden erwachsen und sie selbst alt. Und noch immer wartet sie täglich am Deich auf den Vater, der niemals kommt. Bis sie, alt und gebrechlich, verwandelt in ein junges Mädchen den Vater wiedertrifft – oder träumt sie nur?

Welch ein poetisches, bewegendes Buch! Dass es bewegt, liegt fast in der Natur der Sache, denn es wurde nach einem animierten Kurzfilm "Father and Daughter" des Autors gestaltet, der 2001 mit einem Oscar ausgezeichnet wurde.

Die Geschichte ist schlicht, einfach, nur mit wenigen Worten unterlegt, die der aufmerksame Betrachter den Bildern auch sinngemäß entnehmen könnte. Doch was für eine Geschichte das ist! Sie erzählt vom Rhythmus des Lebens, vom Werden und Vergehen, vom Kreislauf aller Dinge in der Natur: Geborenwerden, Wachsen, Erwachsenwerden, Altern, Sterben. Dazu die Entstehung neuen Lebens, immer neue Zyklen voller Liebe, Abschied und - vielleicht - Wiedersehen. Diese tröstliche Botschaft vom möglichen Wiedersehen, ganz zart nur angedeutet, nicht detailliert und ausgeführt, weil keiner es weiß, das macht froh und gibt Hoffnung, in den meisten Religionen wie in diesem ganz weltlichen Buch.

Kein Wunder, dass die Geschichte am Meer spielt, nicht nur, weil der Autor Niederländer ist, sondern auch, weil nirgends die endlose Reihung gleicher Zyklen so gut sichtbar und verständ-

lich wird wie am Strand des Ozeans, im Heranrollen und Abdriften der Wellen und im ewigen Kreis von Ebbe und Flut.

Faszinierend auch die Art der Darstellung, die sicher im Film noch eine stärkere atmosphärische Wirkung entfaltet. Die Bilder leben von sanften Verläufen und starken Kontrasten, filigrane Zeichnungen wechseln sich mit Aquarelltechniken ab. Die Farbskala bewegt sich zwischen Sepiabraun und Schwarz, nahezu monochrom, einzig die Figur des Mädchens/der Frau ist mit farbigen Akzenten in einem verwaschenen Jeansblau akzentuiert. Ganz komprimiert auf wenige Einzelsituationen läuft das Leben der Frau wie ein archetypisches Muster am Betrachter vorbei, der nicht ahnt, in welche Richtung sich die Geschichte entwickelt, der auf jeder Seite hofft, dass es nach so langer Zeit endlich zum Wiedersehen kommt. Und gerade wenn man der Frau zurfen möchte, die Hoffnung endlich zu begraben, verwandelt die gebeugte Greisin sich plötzlich, wird wieder jung und begegnet dem Vater, auf den sie ein Leben lang gewartet hat. Jeder weiß, dass es so nicht sein kann, dass Biologie und Wahrscheinlichkeitsrechnung etwas ganz anderes erzwingen, doch - die Hoffnung und die Liebe gewinnen. Wenn nicht in dieser, dann in einer anderen, höheren Welt. Nennt man das "Wiedergeburt" oder "Erlösung", ist es nur "Nahtoderlebnis" oder "Demenzhalluzination"? Einschätzungen Erwachsener allesamt, für Kinder ist es Wirklichkeit und für die ist diese Geschichte ja geschrieben und gezeichnet.

Seit fast 2000 Jahren verabschieden sich Juden voneinander mit dem Satz "nächstes Jahr in Jerusalem" und begraben diese Hoffnung trotz aller Widrigkeiten nicht. So könnten auch wir mit Abschied und Tod umgehen, wenn unser Glaube, unser Vertrauen ausreichen. Machen wir Kinder, die Abschied und Verlust erleben müssen, so stark im Vertrauen. Bücher wie dieses können dabei helfen, in jedem Alter und nicht nur Kindern.

**Riitta Jalonen: Das Mädchen unter dem Dohlenbaum. III. von Kristina Louhi.
Hanser 2007. 48 S. 14,90**



Ein Mädchen steht vor dem Bahnhof unter einem Baum voller Vögel. Sie wird demnächst umziehen, denn die Mutter muss nach dem Tod des Vaters eine neue Stelle und eine neue Wohnung finden. Die flatternden Vögel erinnern das Mädchen an viele Erinnerungen, vom Vater, dem Segeln mit ihm und seinen Gesang. Und sie denkt über den Tod nach, was danach geschieht und wie Tote, Väter oder auch Dohlen, sich in der "anderen Welt" zurechtfinden.

Es hat keinen Namen, dieses Mädchen. Es könnte irgendein x-beliebiges Mädchen sein, das da steht und denkt. Nur ihre Situation macht sie zu etwas Besonderem: Der Vater ist vor kurzem gestorben, ein Segler und Sänger, den das Mädchen "Papa" nannte, solange er noch lebte und jetzt "Vater". Viele Gedanken gehen ihr durch den Kopf, während sie auf ihre Mutter wartet, über Dohlen und Wolken, über Nachbarn und Tagesabläufe, über Bilder und Erinnerungen. Vor allem ihre Ideen zu Erinnerungen, die man wie in einem großen Rucksack mit sich herum schleppt, sind anrührend und man versteht, dass das Mädchen für eine ganze Zeit keine neuen Erinnerungen mehr brauchen kann, weil ihr die Last sonst zu schwer wird.

Aus vielen Bildern der Vergangenheit setzt sich im Laufe des Buches ein plastisches Bild des Innenlebens zusammen, eine Reise durch ein zunächst unterbrochenes Leben, ähnlich wie die bevorstehende Eisenbahnfahrt mit der Mutter und ähnlich wie ein auffliegender Dohlen-schwarm, der irgendwann wieder zu seinem Baum zurückkehren wird.

Jalonen schildert das leise, leicht wie hingetupft und ohne schwermütige Traurigkeit, ganz so wie die ungewöhnlich hellen und starkfarbigen Illustrationen Louhis, deren kreidige Weich-

zeichnung eine perfekte Parallele zum Text bildet. Doch es ist wie bei Weichzeichnern immer: Härten und Kanten werden abgemildert, doch das Wesentliche bleibt stets gut erkennbar und durch die erhaltene Flächigkeit eher noch beeindruckender und zielgenauer.

Man möchte das kleine Mädchen gerne in den Arm nehmen und trösten, doch eigentlich braucht sie das gar nicht mehr so nötig, denn sie hat ihren Frieden gefunden mit der Vorstellung der nicht mitbegrabenen Seele des Vaters, die im Himmel wie in einer Hütte am See wohnt und von dort immer in Sichtweite des Mädchens bleibt.

Sehr empfehlenswert für Kinder und Erwachsene zum Thema "Tod und Abschied"!

Hermann Schulz: Die schlaue Mama Sambona. Ill. von Krejtschi, Tobias. Hammer 2007. 28 S. 13,90



Als Mama Sambona sterben soll, will der Tod ganz sicher gehen: Da er nur drei Holversuche hat, schickt er seinen Boten, den Hasen, vor, um Mama Sambona auch anzutreffen. Doch der bekommt Angst, als er von deren Jagdhunden hört. Als der Tod selbst kommt, tröstet ihn Mama Sambona. Einmal muss sie die Hausaufgaben ihrer Nichte beaufsichtigen, einmal erst die Hirse ernten. Beim dritten Mal animiert ihn die Trommelmusik zum Tanzen, so dass er M. S. ganz vergisst. So lebt sie heute noch.

So eine Oma wünscht sich jedes Kind. Auch wenn sie schon alt und dürr ist, so liebt sie doch das Leben, raucht ihr Pfeifchen, trinkt Tee, schaukelt, hilft bei den Hausaufgaben und tanzt voller Lust. Allein dafür hätte sie schon ein besonders langes Leben verdient. Aber dass sie den Tod selbst austrickst, nicht hinterlistig, sondern freundlich, hilfsbereit und so, dass es dem Tod selbst Spaß macht – das ist schon eine ganz besondere Leistung.

Wir können mindestens drei Dinge daraus lernen: Erstens darf, ja soll man das tun, was einem Freude macht. Zweitens scheint der afrikanische Tod Jurist und Bürokrat zu sein, sonst würde er sich nicht in seinen eigenen Richtlinien verheddern. Und drittens holt der Tod nur langweilige Leute – wer aktiv mitten im Leben bleibt, mit Kindern sich beschäftigt und Musik in seinem Leben hat, der bleibt jung, auch wenn er alt wird. Hoffentlich ist das nicht nur mitten in Afrika so...

Diese Geschichte erzählt Hermann Schulz ganz im Stil orientalischer Märchenerzähler, ausschweifend, wortgewaltig und anschaulich bis in die kleinsten Details. In Fußnoten erklärt er kindlichen Lesern dazu noch die Dinge, die ihnen vielleicht fremd oder merkwürdig vorkommen, z.B. warum die Nichte von Mama Sambona "Goldmarie" heißt. Und fast ist es schade, dass er am Ende, als er zu einem Besuch bei Mama Sambona zur Teestunde einlädt, vorsichtshalber erklärt, dass sie – sicher aus Gründen "politischer Korrektheit" – inzwischen das Pfeiferauchen eingestellt habe. Aber das muss heute wohl sein! Jedenfalls möchte man die alte Dame gerne kennenlernen.

Das umso mehr, wenn man sich an die Illustrationen des Buches hält. In ganz- bis doppelseitigen Farbexplosionen gibt Tobias Krejtschi an ein Paradies erinnernde Eindrücke der afrikanischen Menschen und ihres Landes wieder. In beinahe expressionistischen Kompositionen mit raffinierter Blickführung wird gleichzeitig innere und äußere Glut, in sich ruhende Entspannung und Lebensfreude der Afrikaner deutlich, ebenso Traurigkeit, Fremdheit und verwestlichte Unterkühlung des Todes – auch wenn er seinen Kaffee aus einem Smileybecher trinkt. Gerade die kleinen witzigen Details, der rosa Hase, das Boot gefaltet aus Zeitungspapier, die verwelkte Reversnelke des Todes u.ä. sowie die Zusatzszenen auf den meisten Seiten, wie als Holzschnitt gestempelt wirkend – das reizt die Fantasie und macht Freude auch noch auf den zweiten Blick.

Und das Trommelfest am Ende, mit überbordend frohen Menschen in buntesten Kostümen und überdimensionalen Trommeln, wie gerne hätte man hier teilgenommen und versteht gut, dass selbst der Tod sein Anliegen dabei vergisst. Und während Mama Sambona, die Füße im seichten Wasser, mit dem angelnden Hasen den Tag genießt, sitzt der Tod auf dem Bootssteg, lässt seine Aufträge Aufträge sein und spielt mit Seifenblasen. Herrlich!

Dirk Walbrecker: Ist Omi jetzt ein Engel? Ill. von Martina Mair. Pattloch 2006. 28 S. 12,95



Miriam vermisst ihre verstorbene Omi sehr. Ihre Puppe, ein Erbstück von Omi, rät ihr, die Omi wie beim Verstecken zu suchen. Und tatsächlich: Miriam findet in ihren Träumen und Erinnerungen die Omi, den Opa und vieles andere vergangene Schöne. So kann sie dann auch beruhigt das Grab der Omi besuchen, denn sie weiß ja, dass die Omi in ihrem Herzen weiterlebt.

Miriam findet keine Möglichkeit, mit ihren Eltern über Omis Tod zu sprechen. Doch glücklicherweise hat ihr die Omi selbst kurz vor ihrem Tod eine alte Puppe geschenkt, die sie selbst durch ihr Leben begleitet hat. Und dank der Anleitung der Puppe, die ganz selbstverständlich mit Miriam sprechen kann, findet Miriam den Aufenthaltsort der Omi heraus: Vielleicht besucht die Omi den Opa im Himmel, vielleicht ist sie auch im Grab – vor allem aber ist sie im Herzen und der Erinnerung derer, die sie lieben. Das ist schlicht und einfach erzählt, mit kindgerechten Worten und handlich kurzen Sätzen, aber einfühlsam und warmherzig.

Wunderbar ergänzt wird die unpräzise Schreibe durch die Mairschen Illustrationen. Schon auf den ersten Blick wird erkennbar, wo Traum (monochrome Umrisszeichnung) oder Realität ist, wo der Blick des Kindes dominiert mit "falscher" Perspektive und kindlichen "Un"-Proportionen oder der des Erwachsenen gemeint ist, wo "alles stimmt". Die Farbpalette bewegt sich zwar überwiegend in Pastelltönen, doch Farbigkeit und Figurenmimik verströmen Optimismus und Trost. Die übersichtliche Gestaltung mit großen Farbflächen und zweidimensionaler Linienführung ermöglicht ein leichtes Verstehen auch schon für Kinder im Kindergartenalter. Daher ist auch ein Vorleseinsatz lohnend und hilfreich.

Sylvia Schopf: Abschied von Rosetta. Ill. von Manfred Tophoven. Betz 2006. 32 S. 12,95



Ein langjähriges Haustier zu verlieren ist genau so schlimm wie der Tod eines nahen Angehörigen, das weiß jeder, der diese Situation schon einmal erlebt hat. Und dass Rosetta schon jahrelang bei Felix war, kann man an seinen Bildern von ihr erkennen, die von ersten Malversuchen bis zu schönen Gemälden reichen. Und seine Mama will Felix sicher helfen, als sie ihm ein neues Tier anbietet. Aber Freunde sind doch keine Tauschobjekte! Erst als er mit Oma Krahwinkel gesprochen hat, die kaputte Puppen und Spielzeug reparieren kann, kann er die Vorstellung von Tod und Abschied, aber auch Neubeginn akzeptieren.

Das ist fein beobachtet: Ein zumindest ein bisschen fremder Mensch hilft in der Trauer mehr als direkt Beteiligte, denen fehlt die sog. "therapeutische Distanz". Man kann eigentlich kaum erkennen, womit die Oma Felix geholfen hat, es gibt keine großen Worte und keine Angebote oder Hilfestellungen. Sie ist einfach da, als er sie braucht, und sie versteht, was in ihm vorgeht.

Als einige Zeit vergangen ist, sind da auch noch die beiden ausgesetzten Kätzchen, keine "neue Ware", sondern auch kleine Wesen mit Gefühlen von Trauer und Verlust. Denen zu helfen erscheint Felix nicht als Treuebruch gegenüber Rosetta, er braucht ja nicht sie, sondern sie brauchen ihn – das geht. Und Rosetta wird er nicht vergessen.

Eine kleine Geschichte, und doch eine große Sache. Sylvia Schopf erzählt das ganz einfach, unpräzise und beinahe nebenher. Aber indem sie sprachlich herunterspielt, zeigt sie Verständnis für die einfache, aber tiefe Not des Felix. Das braucht keine großen Worte oder Gesten, da muss sich auch keiner schämen. Und genau so gestaltet Manfred Tophoven die Bilder. Stets flächendeckend über eine Doppelseite binden die realistischen Farbzeichnungen ganz unauffällig den Text mit ein, zeigen unauffällig Nähe und Distanz, halten auch im Kummer die frische Farbskala bei und erlauben so mühelos das Wiedereinsteigen in eine lebenszugewandte Freude. Hübsche Details geben dem Auge auch des sehr jungen Betrachters Raum zum Wandern, behalten aber Übersichtlichkeit und Konzentration auf das Wesentliche bei.

So kann man lernen, mit Verlust von guten Freunden, mit Tod und Trauer umzugehen, seien es tierische oder menschliche Freunde. Im Augenblick des Abschieds spielt das auch keine große Rolle. Sehr einfühlsam gemacht und eine gute Hilfestellung für den "Fall der Fälle".

Hermien Stellmacher: Nie mehr Oma-Lina-Tag. Ill. von Jan Lieferring. Thiememann 2005. 26 S. 12,90



Jeden Mittwoch verbringt Jasper bei der Nachbarin, Oma Lina. Eines Tages muss sie ins Krankenhaus und Jasper stellt sich die bange Frage: Nie mehr Oma-Lina-Tag? Ein sehr einfühlsames Buch über Abschiednehmen und Tod. Jasper erlebt den Tod der Nachbarin, die für ihn "Oma Lina" ist und bei der er immer einen Tag der Woche verbringt; da backen sie dann Pfannkuchen nach alten Rezepten. Als Oma Lina stirbt, kann Jan das Geschehen kaum fassen, aber behutsam führen seine Eltern ihn an den Gedanken vom ewigen Abschied heran.

Jan hat Zeit von Oma Lina Abschied zu nehmen, und Eltern und Pfarrer beziehen ihn in das in Wort und Bild ausführlich geschilderte Ritual der Beerdigung und ihrer Vorbereitungen mit ein. Sie gestalten die Trauerfeier so, wie Oma Lina sie gern gehabt hätte, und Jan backt Pfannkuchen für alle. Am Abend ist er traurig und die alte Frau fehlt ihm, aber er hat verstanden, dass sie ihm mehr hinterlassen hat als ihre Pfannkuchen-Rezepte.

Ein sehr schönes Buch, bei dem sich Text und liebevolle Bilder ausgezeichnet ergänzen. Zur Trauerbewältigung oder Vorbereitung auf einen bevorstehenden Abschied, in der Erkenntnis, dass niemand ganz von dieser Welt verschwunden ist, solange er in unseren Herzen weiterlebt.

Dolf Verroen: Ein Himmel für den kleinen Bären. Ill. von Wolf Erlbruch. Aus dem Niederländischen von Marcel Glück. Hanser 2003. 22 S. 12,90



Als Opa Bär stirbt, macht sich der kleine Bär auf den Weg, den Bärenhimmel zu suchen – ein einfühlsames Bilderbuch über Sterben, Tod und Leben für die Allerjüngsten.

Ein einfühlsames Bilderbuch über Sterben, Tod und Leben. Autor und Illustrator verlagern das Thema auf die Tierebene und ermöglichen dem Zuhörer und Betrachter so eine notwendige innere Distanz bei gleichzeitiger Identifikation.

Der kleine Bär macht sich auf die Suche nach dem Bärenhimmel, als der Großvater stirbt, und begegnet dabei einer Vielzahl von Tieren, die von Wolf Erlbruch meisterhaft ins Bild gesetzt sind. Der kleine Bär will sterben, um seinem Großvater nahe zu sein, aber keines der Tiere will ihn beißen, stechen oder fressen. So macht sich der kleine Bär müde und einsam am Abend wieder auf den Weg nach Hause; völlig nass geregnet kommt er bei Mutter und Vater Bär an, die ihn zwischen sich nehmen und mit ihm kuscheln, und der kleine Bär erkennt: Es gibt einen Bärenhimmel auch auf Erden.

Ein sehr einfühlsames und schlicht poetisches Bilderbuch, das schon sehr jungen Kindern das Thema Sterben nahe bringt; es versteht die kindlichen Probleme, die Einsamkeit und die Sehnsucht, bietet aber zugleich Trost und vermittelt Geborgenheit.

Sehr empfehlenswertes Bilderbuch nicht nur für alle, die sich in einer ähnlichen Situation befinden. Einsetzbar auch im Kindergarten.

Dagmar Krol: Kevin Kanin oder Als es dunkel wurde am Lohewald. Kreuz 2005. 30 Seiten. 12,95



Was für ein furchtbares Buch – furchtbar in dem Sinne, dass ein solches Buch geschrieben werden musste und dem schrecklichen Geschehen reale Ereignisse zugrunde liegen. Im Oktober 2004 verschwand Felix, ein 8-jähriger Junge. Am 7. Januar wurde er tot aufgefunden. Die Autorin beschreibt in ihrem Buch die Geschehnisse aus der Sicht der Kinder, die sie miterlebt haben, übertragen auf die Tierwelt.

Felix ist zu Kevin Kanin geworden, einem fröhlich-wilden Kaninchen, das sich mit vielen anderen Gefährten am Leben erfreute. Bilder aus der Natur in kräftigen bunten Farben fangen das bunte fröhliche Treiben ein. Dann auf einmal der Wald, düster, bedrohlich, bedrückend. Kevin kehrt nicht heim. "Kaltes, Düsteres, Unfassbares griff nach den Herzen, Angst schlich sich ein, begann zu wachsen und erstickte die Freude." Hoffnung und Angst wechseln sich ab, während die Weltuhr still steht. Jeder neue Tag nimmt ein Stück Hoffnung mit, lässt die Angst riesig wachsen. Und dann eines bitteren Tages die Gewissheit: Kevin lebt nicht mehr. Er kommt nicht mehr zurück.

Die Autorin beschreibt Erschütterung, Schmerz, Entsetzen, Trauer. Sie greift die Gefühle der Kinder auf, stellt die Frage nach dem Warum, nach einem Gott, der so etwas geschehen lässt. "Die Antwort war Liebe: Gott weint. Und macht die Arme weit auf. Kevin Kanin braucht seinen Körper nicht mehr. Er lebt nun in Gottes heller Welt. Aber nicht nur dort. Er lebt auch in euren Herzen. So wie ihr ihn sehen könnt, wenn ihr die Augen schließt."

Ein Bilderbuch, mit dem man nicht generell Kinder mit dem Tod konfrontieren kann, vielmehr nur in speziellen Situationen von Entführung und gewaltsamem Tod. Mit Hilfe der behutsam vorgelesenen Geschichte vermögen Kindern vielleicht sich langsam wieder zu öffnen und über das zu sprechen, was sie bewegt, ihre Ängste, ihr Grauen, ihre Erschütterung, ihre Unsicherheit, ihre verzweifelten Fragen. Am Ende kann der Versuch stehen, andeutungsweise Antworten zu finden und Trost zu bieten.

Amelie Fried: Hat Opa einen Anzug an? Ill. von Jacky Gleich. Hanser 1997. 32 S. 13,90



Bruno ist zwar noch klein, aber er macht sich viele kluge Gedanken. Und es ist ja wirklich schwer sich vorzustellen, was nach dem Tod mit einem Menschen passiert. Noch schlimmer sind die vielen merkwürdigen Redewendungen und das Verhalten der Erwachsenen. Erst weint sein Vater auf dem Friedhof, dann feiern alle ein fröhliches Fest, wie es mit Opa selten gefeiert wurde. Das verstehe einer.

Amelie Fried gelingt es, das Unverständnis des Kindes nachzuzeichnen, aber auch seinen Kummer und sein Gefühl des "Im-Stich-gelassen-Werdens". Diese Gefühle begegnen auch dem Erwachsenen, doch ihre Intensität ist wegen der fehlenden Reflexion im Kindesalter meist stärker und bedrohlicher. Erst allmählich spürt Bruno, wie das "Loch in der Brust" beim Betrachten eines Opa-Fotos kleiner wird und dann ganz verschwindet.

Das ist sehr anschaulich beschrieben, mit großer Wärme und Anteilnahme und dennoch nicht rührselig oder klischeehaft. Zu dem positiven Gesamteindruck tragen die monochromen Illustrationen Jacky Gleichs bei. Wirken sie beim ersten Anblick düster und beinahe bedrohlich, so wird nach kurzer Zeit deutlich, dass die Perspektive eines Kindes sowohl optisch als auch emotional genau so funktioniert. Die "Großen" ähneln eher Riesen und wirken – vor allem gegen das Kind – farblos und unverständlich. Farbe findet man in all dem Braun nur bei dem Kind und seinem Hund, die rote Akzente aufweisen. Erst allmählich finden sich auch wieder Gelb- und Grüntöne, doch es bleibt gedeckt und stumpf in der Wirkung. So schnell geht es dann doch nicht mit der "Normalität".

Ob ein trauerndes Kind allerdings tatsächlich gerne ein ganzes Buch voller Brauntöne betrachtet, darf gefragt werden. Auch ein Hinweis auf das in vielen Gegenden Deutschlands nicht mehr existierende intakte Sozialgefüge, das hier vorgeführt wird und den Sepiafarbton als Ausdruck des "Historischen" hilft hier nicht wirklich weiter. Und doch ist das ernsthafte Bemühen um Anteilnahme, Mitgefühl, ja Mit-Leid auf jeder Seite spürbar.



Abschied und Tod im Kinderbuch

Annette Herzog: Kapitän Seebärs letzte Reise. Ill. von Michael Bayer. Ueberreuter 2007. 80 S. 6,95 (ab 8)



Jeden Tag erzählt Großvater seinem Enkel Jonas von Kapitän Seebärs Abenteuern. Als der Großvater überraschend stirbt, ist Jonas sehr wütend und traurig. Und auch der kleine Kapitän Seebär aus der unvollendet gebliebenen Geschichte treibt plötzlich ziellos mit seinem Schiff über das Meer in der Regentonne. Gemeinsam mit dem Mädchen Janina findet Jonas einen Weg, sich von seinem Großvater zu verabschieden und gleichzeitig Kapitän Seebär zu helfen.

Der Tod eines lieben Mitmenschen kommt immer plötzlich, immer zu früh und immer unpassend. Das wissen die Erwachsenen und versuchen oft, ihre eigene Trauer und Verzweiflung mit

logischen Argumenten wegzudrücken und die Sprache ihres Herzens zu ignorieren. Kinder können das nicht und wollen das auch oft nicht. Ihr Umgang mit dem Tod ist spontaner, unmittelbarer und ehrlicher. Wie Jonas fühlen sie sich im Stich gelassen, ungerecht behandelt und reagieren mit Wut, Enttäuschung und In-sich-verschließen auf den Schicksalsschlag. Da helfen auch nicht gutgemeinte Ratschläge, sich mit anderen Kindern zu vergnügen oder draußen zur Ablenkung herumzutoben – man will ja gar nicht aus dem Fokus von Selbstmitleid und Verzweiflung ausbrechen.

Das ist hier in einfachen, manchmal fast dünnen Worten sehr präzise und nachfühlbar erzählt und beschrieben. Aber Herzog bleibt nicht bei den negativen Gefühlen stehen. Sie macht nicht viel Aufhebens um den Ausweg, berichtet in einer zunächst seltsamen Mischung von Realität und Fantasie vom Kampf des kleinen Kapitäns um seine "Erlösung", die auch für Jonas die Lösung der drängendsten Probleme beinhaltet: Der Großvater verschwindet nicht großlos "in der Versenkung" eines Grabes, sondern bricht mit dem Kapitän auf in eine Reise jenseits der Wahrnehmung, ein sinnhaftes neues Leben voller unbekannter Geschichten wartet auf ihn und ermöglicht Jonas einen sonst unmöglichen Abschied mit Wehmut, aber ohne Trauer. Doch gleichzeitig hat er mit dem Mädchen Janina eine neue Freundin gewonnen und einen erneuerten Bezug zu Großvaters ehemaligem Garten, nicht ohne allzu nostalgische Anwendungen durch aktives "Entrümpeln" vorher selbst beendet zu haben.

Das sind ganze Kaskaden von tiefenpsychologisch verankerten Bildern und Vorgängen, die aber durch einen geradlinigen und schnörkellosen Sprachstil und bewusstes Herunterspielen leicht und dennoch intensiv eingängig sind. Anrührend muss, das zeigt sich hier einmal wieder, nicht gefühlsduselnd und tränenreich bedeuten.

Die realistisch gezeichneten Schwarzweiß-Illustrationen geben der kleinen Geschichte leichter vorstellbare Konturen und Details für die Jungleser, wären aber nicht zwingend erforderlich, um ein verständnisvolles und verständnisweckendes Büchlein zu schaffen. Die Geschichte trägt auch allein.

Etwas unpassend erscheint nur der Reihentext "frech – lustig – spannend" auf dem Cover, dieses Etikett trifft die Seele des Buches nun überhaupt nicht.

Anna & Thomas Lyrevik: Der beste Samstag der Welt. Carlsen 2007. 108 S. 7,90 (ab 8)



Man weiß nicht so recht, ist es eine lustige Geschichte oder ist es eine traurige Geschichte, ist es eine ganz reale oder eine erstunkene und erlogene – oder einfach von jedem ein bisschen?

Es ist viel Reales in der Erzählung, das gar nicht so lustig ist: die allein erziehende Mutter, ihre beiden Kinder, verzweifelt bemüht, bei aller Knappheit der Mittel aus manchen Tagen (den Samstagen) gemeinsam etwas Besonderes zu machen. Aber trotzdem ist Niki einsam und ihr großer Bruder Abbas muss auf sie aufpassen, vor allem, als die Mutter unverhofft an einem eigentlich freien Samstag im Pflegeheim arbeiten muss. Dabei wäre er doch viel lieber mit seinem Freund auf die Kirmes gegangen! Also geht Niki mit der Mutter ins Pflegeheim – und da wird es lustig!

Niki trifft dort nämlich die mindestens ebenso einsame Frau Möller, der gerade der Mann Niklas weggestorben ist. So ganz richtig im Kopf ist sie auch nicht mehr, die Frau Möller, aber dafür umso abenteuerlustiger. Und so unternimmt sie denn im Rollstuhl mit Niki einen heimlichen Ausflug. Nach Sorrent will sie fahren, wo sie mit ihrem Mann gewesen ist. Aber mit dem Vergnü-

gungspark, wohin es Niki zieht, ist sie auch zufrieden. Und so beginnt für beide der „beste Samstag der Welt“.

Aber der schwedische Titel „När vi sa farväl till Niklas“ („Als wir Niklas Lebewohl sagten“) deutet viel stärker als der deutsche darauf hin, dass es sich einfach nur um ein lustiges Erlebnisbuch handelt, sondern um eine Erzählung, in der sich vieles um Abschied und Tod dreht. Der lustige Tag, der ist nötig, damit die, die Abschied nehmen müssen, weiterleben können, vor allem Frau Möller. Kindisch, wie sie schon geworden ist, hat sie die Asche ihres Niklas im Kästchen mitgenommen und erzählt ihm unterwegs, was nun so treibt. Und als sie schließlich mit Niki ganz oben auf der Achterbahn angekommen ist, da streut sie die Asche aus und schafft ihrem Niklas einen ganz besonderen „minneslund“, eine Erinnerungsstätte, wie sie in Schweden sehr verbreitet ist.

Familie, Abschied, Tod, Krankheit, Freundschaft, erste Verliebtheit – all das sind große Themen, aber sie werden mit solcher Leichtigkeit behandelt, mit so viel natürlicher, kindlicher Neugier und Einfachheit in dieser erstaunlichen Zusammenstellung mit groteskem Humor, dass man als Leser an keiner Stelle das Gefühl hat, überhaupt mit Problemen konfrontiert zu sein.

Ein tolles Buch, sehr zu empfehlen, weil es aufruft zu Verständnis und Toleranz, zu gegenseitiger Achtung und friedlichem Umgang über die Generationen hinweg, und weil es zugleich so viel Trost spendet, indem es zeigt, dass Abschiednehmen zum Leben gehört, das dennoch weitergeht.

Jostein Gaarder: Das Schloss der Frösche. dtv 2007. 128 S. 8,50 (ab 8)



Es ist ein Abenteuer, das Kristoffer im Schloss der Frösche bestehen muss: Eine Verschwörung ist im Gange, fiese Salamander stecken mit dem zwielfichtigen Hofmarschall unter einer Decke. Doch das größte Abenteuer wartet noch auf ihn: die Rückkehr in die normale Welt, aus der er im Schlaf herausgefallen ist, bevor sein Schlafanzug sich in Prinzenkleidung verwandelt hat. Ob der alte König den Weg kennt? Jedenfalls sieht er aus, wie Kristoffers Großvater ausgesehen hat – und der wusste fast alles.

Eine Nacht lang muss Kristoffer mit einem Wichtel zusammen sich Ängsten und Schrecksituationen stellen, bevor sein Mut ausreicht, um nicht nur den Traumgestalten in der Welt der Frösche, Kaulquappen und Salamander zu begegnen, sondern sich auch der Erkenntnis nicht länger zu widersetzen, dass sein Großvater an Herzversagen starb, just als Kristoffers Mutter in Frankreich urlaubte. Er fühlt sich hilflos gegenüber dieser plötzlichen Trennung, ein bisschen schuldig, weil er es nicht verhindern konnte, und ein bisschen böse auf seine Mutter, die den Großvater seinem Schicksal scheinbar überließ. All diese Gefühle verarbeitet der intensive Traum dieser Nacht, stürzt Kristoffer in eine Achterbahn der widerstreitendsten Gefühle und fordert ihn bis zur Schmerzgrenze seiner Angst. Doch die reinigende Katharsis gelingt, im Traum wie im wirklichen Leben kann Kristoffer den Dingen ins Auge blicken und – siehe da – sie unterwerfen sich ihm.

Das ist von Jostein Gaarder in bewährter Weise einfallsreich, mit witzigen Dialogen und überraschenden Wendungen geschrieben. Und wenn in diesem „Gaarder“ die Philosophie eine geringe Rolle spielt, dann nur zu Gunsten zahlreicher Hinweise und Zitate aus der Tiefenpsychologie und Motiven aus den Volksmärchen. Frosch-Metamorphose, Feuersalamanderzauber, Parallelwelt, böse erscheinende Königinnen und die Macht des Herzens (wie auch der „Herzlosigkeit“).

keit“), das gab es alles schon, und doch ist die Geschichte neu und kreativ, erlebt man nie ein Moment der Langeweile.

Ein besonderes Lob verdienen die wunderbaren, oft ganzseitigen Bilder. Mit leicht karikierendem, kräftigem Pinselstrich wird in leuchtend bunten Farben ein vorstellungsmächtiges Bild einer Märchenwelt entworfen, eine überhöhte Realität im Bild wie im Wort. Aber selbst in beängstigenden Momenten der Geschichte bleiben die Illustrationen freundlich, aufmunternd, positiv in Farbe und Inhalt.

Eigentlich ist es ja ein trauriges Thema, Tod des Großvaters, schwierige Trauerarbeit und Bewältigung von Schuldgefühlen. Doch Jostein Gaarder nimmt jede Hürde mit Leichtigkeit, schafft Gefühl ohne Duselei, ernsthafte Auseinandersetzung ohne aufgesetzte Tragik, Sympathie ohne Anbiederung.

Sverre Henmo: Für immer mein Opa. Ill. von Stefanie Scharnberg. Aus dem Norwegischen von Gabriele Haefs. Carlsen 2006. 64 S. 9,90



Zwei wichtige Ereignisse im Leben Martins treffen zusammen: Sein Opa ist gestorben, mit dem er immer angeln ging, und seine Mutter bringt sein Brüderchen zur Welt, das jetzt vielleicht den Opa schon kennt, wenn sie sich im Himmel getroffen haben. Oder lernt es den Opa nie kennen? Martin wüsste gern, was nach dem Sterben kommt, doch kein Erwachsener kann ihm das so richtig erklären.

Es gibt nur zwei Möglichkeiten für die Beziehung von Großeltern und Enkeln: Sie haben sich gekannt, doch das endet irgendwann mit dem Tod – oder sie lernen sich nie kennen. Beide Möglichkeiten haben etwas Trauriges und Endgültiges, doch wenn man sich erinnern kann, hilft das gegen das Vergessen. Das verstehen schon die Kleineren und so auch Martin.

Martin sieht die Vorgänge um den Tod seines Opas ganz pragmatisch. Er weiß, dass der Opa nicht wiederkommt und dass er begraben wird. Seine Erinnerungen an den Opa sind stark und schön, und sie werden halten, das weiß Martin ganz sicher. Und für alle Fälle wählt er Opas Namen, als er das neue Brüderchen benennen darf: Colbjörn soll es heißen.

Diese unmittelbare, naive und doch tief sinnige Sichtweise der Welt findet sich in Stefanie Scharnbergs Bildern kongenial umgesetzt. Wie aufblitzende Erinnerungen sieht man wichtige Stationen naturalistisch und dennoch vereinfacht vor sich, fast als hätte Martin selbst sie gemalt. Wie aus der Geschichte selbst spricht auch aus den Bildern ein unbekümmerter Humor, der die für Erwachsene typische Trauerfallstimmung ins Absurde führt. Und besonders feinsinnig sind die Kapitelstartbilder, die wie Einzelbilder eines Zeichenfilmes die durchgängige kleine Geschichte von Opas Ankunft auf der Wolke, seine Bekanntschaft mit dem ungeborenen Brüderchen und seinen Himmelsalltag schildern.

Selten gab es ein so „untrauriges“ Buch über Tod und Abschied eines lieben Mitmenschen. Aber es erwärmt das Herz und berührt im positivsten Sinne die Seele.

Achim Bröger: Oma und ich. Rowohlt 2003. 88 S. 5,90



Eine zeitlose Erzählung, die auch 20 Jahre nach ihrem ersten Erscheinen nicht von ihrer schlichten erzählerischen Brillanz verloren hat und zu Recht mit dem Deutschen Jugendbuchpreis ausgezeichnet wurde. Die Erzählung ist handlungsarm, spielt innerhalb weniger Stunden an einem einzigen Tag, doch sind es Stunden, die Juttas Leben verändern. Der Inhalt ist schnell erzählt: Als Jutta eines Tages aus der Schule heimkommt, steht Oma nicht wie gewohnt am Fenster. Juttas Panik verstärkt sich, als sie Oma im Bett liegend (und schlafend?) findet, mit dem Zettel, "bin krank".

Jutta versucht, die aufsteigende Angst zu verdrängen, geht ihr aus dem Weg und will nicht daran denken, dass die Oma eventuell auch tot sein kann. Und doch ist es die erste indirekte Begegnung des Mädchens mit dem Gedanken an den Tod überhaupt. In ihrer Angst geht sie einkaufen, um Normalität bemüht, und trifft dabei Dicki, den Jungen, der eine Art Schattendasein führt und den keiner richtig mag. Doch Dicki versteht sie, erkennt ihre Ängste, bleibt bei ihr und nimmt Jutta zu seinem Geheimversteck mit. Hier, abseits der Realität, gelingt es den beiden miteinander zu sprechen und das wirkliche Wesen des anderen zu erkennen. Beide offenbaren dem anderen ihre innersten Gefühle und tauschen Erinnerungen aus, fühlen sich verstanden und verstehen selbst.

Eine warme anrührende Geschichte von Leben und Abschiednehmen, von emotionaler Tiefe, die jedoch nur zwischen den Zeilen lesbar ist. Schlichte Schwarz-Weiß-Illustrationen fügen sich unaufdringlich in Inhalt und Atmosphäre, verstärken den Eindruck der Geschichte, ohne davon abzulenken. Nachdrücklich empfehlenswert.

Dagmar H. Mueller: Die Hälfte des Himmels gehört Bo. Thienemann 2206. 220 S. 12,90



Die Hälfte des Himmels gehört Bo. Ganz bestimmt hat er ihn für drei Zitronenbonbons und zwei Himbeerlutscher gekauft. Martha ist sauer. Schlimm genug, dass ihr kleiner Bruder sich so absurde Sachen ausdenkt. Aber müssen ihre Eltern das auch noch tolerieren und gar bestätigen? Und dann erfährt Martha, dass Bo wirklich der Himmel gehören wird – viel zu bald...

Was für ein ergreifendes Buch, das in seiner Schlichtheit und Schönheit so bewegend ist, dass man Rotz und Wasser heult bei der Lektüre; ein ungewöhnlich einfühlsames Buch zum Thema "Tod eines Kindes". Noch nicht einmal 6 Jahre alt ist Bo, als er erkrankt; ein Junge, der das Leben genießt und aus dem Vollen schöpft, immer zuversichtlich, voller Fantasie und eigenwilliger Ideen, die seine beide großen Schwestern zur Verzweiflung und in das Lachen treiben. Und so spinnt Bo seine Geschichten vom Himmel, in dem die Menschen fliegen können und von Wolke zu Wolke hüpfen, mal eben zum Mond fliegen oder zum Mars.

Dagmar Mueller erzählt eine ungeheuer positive Geschichte von einer Familie, die sich um Normalität bemüht, als das Schicksal zuschlägt. Zunächst wissen es nur die Eltern, ahnt es auch der Leser an den mitleidigen, betont freundlichen Reaktionen anderer Erwachsener. Die großen Schwestern ärgern sich; alles was Bo sagt und will, wird toleriert, gefördert. Und dann kommt der Tag, an dem der Hauch einer Ahnung Gewissheit wird. Bo weiß, dass er sterben wird, aber er hat keine Angst vor dem Tod. Merkwürdigerweise ist er der Einzige, der keine

Angst hat und nicht traurig ist. Für ihn ist der Tod noch Teil vom Leben, und er ist es, der seine Schwestern tröstet.

Es ist kein religiöses Kinderbuch, aber ungeheuer trostreich. An Bos Grab lässt jeder der Familie einen Luftballon steigen, mit einem kleinen Kärtchen, auf das sie etwas geschrieben haben. Martha muss viel weinen, aber manchmal fallen ihr die lustigen Sachen ein, die Bo gesagt und gemacht hat, und sie erkennt, dass sie immer einen Bruder hat, in alle Ewigkeit. "Er ist hier überall. Und selbst wenn keines seiner Spielzeuge hier mehr rumsteht, wird er doch noch überall sein! In unseren Herzen, in unserer Erinnerung, da wird er doch niemals weg sein, oder?" Und so sieht sie ihn dann auf den Wolken sitzen und dort fliegen und den ganzen Tag das tun, wozu er Lust hat.

Auf ihrem Luftballonzettel stand: "Am 16. Dezember starb mein kleiner Bruder. Er war erst sechs Jahre alt. Aber er war der beste Bruder, den man nur haben kann. Ich wünschte, ihr hättet ihn gekannt."

Michael Bayer hat das Buch mit Bleistift-Zeichnungen illustriert, die ebenso wie der Text unpathetisch und offen sind, das scheinbar normale, fröhliche Leben einzufangen versuchen und dem ernsten Text etwas von seiner Bedrückung nehmen. Ein wichtiger, poetischer Beitrag zur Trauer- und Verlustbewältigung, bewegend und dennoch unbeschwert-fröhlich leicht.

Andrea Hensgen: Darf ich bleiben, wenn ich leise bin? dtv 2003. 108 S. 5,50 (ab 6)



Eine anrührende Geschichte, die sich um Freundschaft, Akzeptanz und Tod rankt. Als David eines Tages unter den Schrank fasst, spürt er etwas Kuscheliges, und bald steckt ein merkwürdiges Wesen seine Schnauze hervor. Schnell lernt David, dass ein australischer Wombat dem Zoo entlaufen ist, und 1000 Euro Belohnung sind für ihn ausgesetzt. Auch wenn der Wombat nur Englisch spricht, versteht David instinktiv, dass dieses Tier seinen Schutz benötigt, und er versteckt ihn, versorgt ihn mit Essen und Trinken.

"If I was quiet, could I stay with you?", fragt der Wombat. Er ist glücklich bei David, auch wenn er spürt, wie seine Kräfte verfallen. Da verunglückt David und muss eine Zeitlang ins Krankenhaus, und der Wombat ist auf sich gestellt. Er vermisst David und um ihm eine Freude zu machen, wenn er wiederkommt – denn daran zweifelt der Wombat keinen Augenblick – lernt er aus einem alten Buch Deutsch. Seine tollpatschige, liebenswerte Art und nunmehr altmodische Sprechweise machen den stillen Charme dieses Wesens aus.

Der Wombat spürt, dass er sterben muss, und wie alle Tiere gehört bei ihm der Tod zum Leben; er fühlt keine Angst und versucht dies David zu vermitteln. Trotzdem fühlt dieser großen Schmerz, als der Wombat bald darauf still und friedlich in seinem Schoß einschläft, und die Mutter hilft ihm, mit der Trauer fertig zu werden.

Ein wunderschöner Roman mit leisen Tönen, eindringlich, wenn auch unaufdringlich, und schon von sehr jungen Kindern zu verstehen. Daher auch bereits zum Vorlesen geeignet ab 5; die "Selbstleser" werden später auch Freude an den vielen Schwarzweiß-Zeichnungen haben, die die Stimmung und Atmosphäre der Erzählung überzeugend einfangen.

Jutta Richter: Hechtsommer. Ill. von Quint Buchholz. Hanser 2004. 125 S. 12,90 (ab 11)



Wir Leser erleben den Sommer aus der Retrospektive der damals vielleicht 12- oder 13-jährigen Anna, die mit ihrer allein erziehenden Mutter in einer Wohnung im Schloss lebt, so wie Daniel und Lukas mit den Eltern Peter und Gisela. Die Idylle trägt. Schatten fallen auf die Unbekümmertheit des Sommers. Während die Erwachsenen sich verzweifelt um Normalität bemühen, spüren die Kinder etwas Dunkles, Bedrohliches nahen; Einsamkeit, Hilflosigkeit und Angst schwellen an. Als es Anna zu eng wird, wagt sie die Frage. "Morgens, als wir zur Schule gingen, war noch alles wie immer gewesen und jetzt hatte Gisela Krebs."

Ergreifend ist das Hin- und Hergerissensein aller Beteiligten zwischen einander widerstrebenden Grundhaltungen: Bei Anna der Wunsch, die Freunde zu trösten, im Widerstreit mit ihrer Eifersucht auf die vermeintlich nur den Jungs zugute kommende Bemutterung durch ihre Mutter. Bei Annas Mutter der Wunsch, der Freundin zu helfen – typischerweise von der Umwelt gleich mit egoistischen Motiven unterlegt – durch Mitgefühl und Sorge für die Kinder versus Verpflichtung gegenüber der eigenen Tochter. Bei Daniel die unter der Last von Trauer und Verantwortungsgefühl fast zusammenbrechende sensible Kinderseele gegenübergestellt den Versuchen, mit Mutproben und ruppigem Auftreten wenigstens die Fassade von Heldentum und "starkem Mann" aufrechtzuerhalten.

Er lauert dem Hecht auf, um ihn zu töten, so wie der Tod der Mutter auflauert, und sein Ziel hält ihn umso aufrechter, je stärker ihn die Situation überfordert. Daniel fängt den Hecht, und der Tod des Tieres tritt zeitgleich ein mit dem Tod seiner Mutter. Als er den Hecht erschlägt, stirbt Gisela. Welche Enttäuschung, als ausgerechnet im Augenblick der Selbstüberwindung und des vollzogenen Opfers das nicht abzuwendende Ereignis eintritt! Anna steht dabei und schweigt und weiß, dass die Welt nicht mehr ist, wie sie einst war und nie mehr so sein wird.

Jutta Richter hat ein eindringliches Buch in einer schlichten schönen Sprache geschrieben, poetisch und bildreich; eine Geschichte über das Sterben und die Trauer, den Zusammenhalt und die Freundschaft; die Geschichte eines Sommers, der viel zu früh der Abschied von der behüteten Kindheit ist.

Sechs ganzseitige fotorealistische Illustrationen fangen den letzten Sommer der Kindheit ein. Wie unscharfe Schwarz-Weiß-Fotografien wirken die Bilder von Quint Buchholz in ihrer detailgenauen Wiedergabe, die dennoch über das bloße Abbild der Wirklichkeit hinausgehen. Bilder ohne Menschen, die den erzählenden Text atmosphärisch begleiten und in ihrer melancholischen Wirkung Raum für eigene Gefühle und Gedanken lassen: Der Sommer, der nur scheinbar verheißungsvoll da liegt, symbolisiert von den scheinbar unbeschwert dahin gleitenden Vögeln; Bäume in der Weite von Himmel und Landschaft; Sterne am Nachthimmel und eine Kirchturmspitze, den nahen Tod andeutend; der Hecht, gefräßig und kalt am Schlossbachgrund; und schließlich das Wasser, in dem Lichter sich spiegeln, unendlich lieblich und so idyllisch, dass es fast wehtut.

Marjaleena Lembcke: In Afrika war er nie. Nagel & Kimche 2003. 112 S. 9,90 (ab 11)



Der 13-jährige Juhani hat nie verwunden, dass sein Vater vor sechs Jahren mit einer Harley-Davidson die Familie verlassen hat. Seit aber ein solches Motorrad in der Gegend aufgetaucht ist, träumt er nur noch vom Wiedersehen. Am Ende kommt sein Vater tatsächlich wieder, aber dennoch ist alles anders als geträumt.

So ein Buch muss man lesen, wenn schlechtes Wetter ist und man miese Laune hat – aber bei schönem Wetter und guter Laune macht es ebenso viel Freude. Marjaleena Lembckes Bücher sind immer wieder überraschend: Wofür andere dicke Wälzer benötigen, das packt sie in ein schmales Bändchen, doch nie hat man das Gefühl, da sei etwa alles nur kurz abgehandelt. Wo andere vor Betroffenheit zerfließen, da wird ihr Sprachgebrauch lockerer und leichter, je schwerer die kleinen und großen Schläge des Lebens die Akteure treffen, doch gerade so entwickelt sich innere Anteilnahme ohne äußere Scheingefühle. Je komplizierter Gefühle und Situationen werden, desto unkomplizierter und eingängiger wird Lembckes Sprache und Stil.

Wo andere Verwicklungen dramatisieren und künstlich hochpuschen, da wiegelt sie ab und lässt menschliche Katastrophen wie Tod, Alkoholismus, zerrüttete Ehen und psychische Folgen des Krieges fast im Nebensatz aufleuchten, ohne sie deswegen abzutun oder in ihrer Bedeutung zu missachten, aber gerade die subtile Wirkung geht am stärksten "unter die Haut".

Genau so wirksam sind die durchaus vorhandenen, wenn auch nie deutlich zur Schau gestellten pädagogischen Hilfestellungen, mit denen sie dem jugendlichen Leser einen die eigenen Fähigkeiten erweiternden Zugang zu den oben genannten Problemfeldern ermöglicht. Seien es Totenkulte und Begräbnisrituale oder der Umgang mit "schwarzen Schafen" in Familien, seien es Streitigkeiten oder gescheiterte Lebensplanungen – obwohl dem ersten Anschein nach gar nicht Themen des Buches, findet sich Stoff zu solchen Bereichen, der für längere Abhandlungen reichte. Vermittelt wird dies aber nie in klugen Einschüben eines allwissenden Autors, sondern aus dem Mund der handelnden Personen, die solche Themen einfach besprechen und dem Leser so gleichzeitig die Erfahrung vermitteln, dass man derartiges besprechen kann und auch zu Erkenntnissen gelangt. Und weit und breit ist kein erhobener pädagogischer Zeigefinger sichtbar oder fühlbar. Könnten das doch mehr Kinder- und Jugendbuchautoren!



Abschied und Tod im Jugendbuch

Antonia Michaelis: Das Adoptivzimmer. Loewe 2004. 206 S. 10,90 (ab 12)



Der elfjährige Achim lebt in einem Kinderheim. Eines Tages wird er von einem jungen Ehepaar adoptiert, das den Sohn, der jetzt auch elf Jahre alt wäre, durch einen Unfall verloren hatte. Durch Zufall entdeckt Achim in seinem neuen Zuhause ein merkwürdiges Zimmer, in dem die Seele des verstorbenen Kindes lebt und nicht frei ist, weil sie nicht fortgehen kann. Achim unternimmt das Wagnis, dieser Seele zu helfen. Doch es gibt den Namenlosen, der aus gefangenen Seelen seinen Nutzen zieht..

Trauerbewältigung, inneres Loslassen nach dem Tod eines geliebten Angehörigen, einen neuen Zugang zum Leben finden ist ein sehr diffiziles Thema, das jedem Autor sehr viel Feingefühl abverlangt. Antonia Michaelis besaß das nötige Feingefühl, diese Probleme zu thematisieren und in einer sehr schönen und zugleich spannenden Geschichte zu behandeln.

Sehr geschickt wählt die Autorin die Seele eines dem Helden gleichaltrigen Kindes: So wird für die jungen Leser eher eine gefühlsmäßige Verbindung geschaffen als zwischen Kind und Erwachsenen. Auch vermag es Michaelis, die Isolation der Kinderseele durch die gefängnishafte Darstellung des Zimmers verständlich zu machen. Ebenso gut ist die Wahl des "Namenlosen", der aus den Ängsten und Sehnsüchten der Verstorbenen und Hinterbliebenen seinen Nutzen zieht.

So wird jene Macht versinnbildlicht, die Kinder zwar spüren, aber noch nicht begreifen können. Sehr lehrreich ist der Schluss gestaltet, wenn Achim und der zur Hilfe eilende Adoptivvater in einem anstrengenden Kampf den "Namenlosen" zwar niederschlagen, aber nicht töten (können), wobei zugleich auch die Erkenntnis vermittelt wird, dass der Namenlose nie sterben wird.

Die Handlung an sich ist überaus spannend und fesselt den Leser: Mehrere kleinere Spannungsbögen werden aufgebaut, wobei sie noch durch ruhigere Passagen erhöht werden, bis sich dann alle am Ende entladen.

Insgesamt ein herausragendes, geradezu preisverdächtiges Buch zu dem oben genannten Thema, das auch von Erwachsenen in die Hand genommen werden sollte. Es hilft Kindern, sich diesem Thema zu nähern oder kann als Ausgangspunkt für therapeutische Maßnahmen bei Kindern dienen, die davon betroffen sind. Absolut empfehlenswert.

Barbara Büchner: Eddies Gespenster. Dachs 2004. 158 S. 12,60 (ab 14)



Ein etwas mystisch wirkender Roman über ein junges Mädchen, das den Tod der (ungeliebten) Eltern verarbeiten muss, um frei zu werden und seinen eigenen Weg zu finden. Die Autorin zeichnet zunächst ein sehr subtiles Porträt der Heldin, ihrer psychischen Situation und ihrer Lebensbefindlichkeit. Sie lässt den Leser sehr gut nachvollziehen, warum Eddie ihre Eltern hasst.

Mystisch wird der Roman in dem Augenblick, indem sie sich – initiiert durch eine neue Klassenkameradin – an deren Tante Alissa wendet und u.a. die Geister der verstorbenen Eltern als Kinder ruft. Dadurch wird eine Spannung erzeugt, der man sich nur schwerlich entziehen kann, wobei die Spannung vornehmlich darin besteht, tiefe Einblicke in die Vergangenheit der Eltern zu gewinnen, weshalb sie ihre Tochter so übel behandelten.

Sehr fein beschrieben sind die vorsichtigen Versuche der Verwandten, die Eddie aufgenommen haben, und Eddies, sich ohne einander zu verletzen anzunähern und die angespannte Situation zu bewältigen. Die aus der Lösung erwachsene nunmehr positive und lebensbejahende Einstellung des Mädchens veranlasst den Leser, das Leben von einer anderen Seite aus zu betrachten und bewerten.

Jostein Gaarder: Das Orangenmädchen. Aus dem Norwegischen von Gabriele Haefs. Hanser 2003, 188 S. 14,90 // dtv 2007, 8,95 (ab 12)



Wie jeder Roman von Jostein Gaarder ist auch dieser eine Geschichte, die neben der Handlung an der Oberfläche auf etwas viel Tiefergehendes verweist: ein Roman über das Glück zu leben und die Trauer des Lebens.

Diese philosophische Aussage kleidet Gaarder in eine anrührende Geschichte von Georg und seinem totem Vater. Dieser starb, als Georg klein war, und nun, als 14-Jähriger, erhält er durch Zufall einen Brief seines damals todkranken Vaters und erfährt von ihm die Liebesgeschichte seiner Eltern. Für Georg vollendet sich damit letztlich die Suche nach seiner eigenen Identität.

Mit dieser Rahmenhandlung stellt Gaarder Fragen nach den Rätseln des Universums und des menschlichen Lebens. Er versucht, den Menschen in seiner Gesamtheit zu sehen, wendet sich gegen Zerstückelung und Zergliederung von Welt und Mensch in Moleküle, Atome und Nervenzellen. Er zeigt, was es heißt ein Mensch zu sein, der von einer Seele in Bewegung gesetzt und von unergründlichen Kräften geprägt wird; Gaarder befürwortet eine mythische und animistische Weltanschauung, um das Mysterium des Lebens besser erfassen zu können.

Wie in all seinen Romanen vermittelt der Autor philosophische, schmerzlich große Gedanken mit einer fast unangemessenen Leichtigkeit; die Zusammenhänge von Leben, das den Tod in sich trägt, zeichnet er so einfach und klar nach, dass der Leser weiß: So muss es sein, und er wundert sich, nicht schon längst selbst darauf gekommen zu sein. Und man fühlt sich am Ende des Romans ermutigt, den Traum vom Unwahrscheinlichen zu träumen, der einen eigenen Namen hat: Wir nennen ihn Hoffnung. Und so ist man auch letztlich getröstet für den großen Kummer, den einem der Autor mit seiner ergreifenden Geschichte erst zugefügt hat.

Iain Lawrence: Die Tochter des Leuchtturmwärters. Aus dem Englischen von Christoph Renfer. Freies Geistesleben 2005. 253 S. 16,95 (ab 14)



Nur mit ihren Eltern wachsen Krabbe und ihr Bruder Alastair auf der einsamen Leuchtturminsel auf, isoliert von Menschen und Leben. Eines Tages kommt Alastair nicht mehr von einer Bootstour zurück. Jahre später kehrt seine Schwester als Erwachsene mit einem unehelich geborenen Kind auf die Insel zurück und beginnt die Vergangenheit zu bewältigen.

„Aber sie ist doch harmlos ... Sie lebt in ihrer Schale und kommt nie heraus ... Sie ist so dunkel, fast schwarz von außen. Und innen weich und schön. Wir dürfen sie nicht töten.“ Es ist eine Muschel, von der Alastair spricht, und doch beschreibt er sich selbst – ein düsteres, in sich gekehrtes Kind mit einem weichen, verletzlichen Kern. Ein Kind, das mit 12 Jahren Tagebuch führt über beginnende Blindheit und beginnenden Wahnsinn.

Sie leben wie Seepocken auf der einsamen Insel, die bei Berührung ihre „Türen“ schließen und sich in der Dunkelheit verkriechen. Da geschieht eines Tages ein Unglück – Alastair kehrt nicht wieder von einer Ausfahrt mit dem Boot zurück. Ob es ein Unglück war oder ob er den Freitod wählte, bleibt offen; seine Leiche wurde nie gefunden. Und ebenso offen wie sein Schicksal ist die Bewältigung der Ereignisse durch die Eltern.

Jahre später kehrt Krabbe, die Schwester, mit ihrem unehelichen, noch auf der Insel von einem Fremden gezeugten Kind, zurück, einem Kind, das Spuren der Merkwürdigkeit an sich trägt wie einst Alastair, das mit den Walen spricht und in die Tiefe hört. Krabbe sucht und findet Alastairs

Tagebuch, das er bis zu seinem Tod mit 14 Jahren schrieb. Von da an vermischen sich mehrere Erzählebenen nahtlos: Die Rahmengeschichte von Krabbe und ihrem gespannten Verhältnis zu den Eltern; die Icherzählung Alastairs; die Erinnerungen Krabbes an ihre gemeinsame Kindheit. Es kostet den Leser Anstrengung, diese Erzählstränge auseinander zu halten, den Übergangslosen Zeitsprüngen, die sich auch in der Erzählperspektive niederschlagen, zu folgen, aber es lohnt die Mühe.

Gila Almagor: Alex, Dafi und ich – Roman über die Freundschaft. Aus dem Hebräischen von Mirjam Pressler. Hanser 2005. 224 S. 14,90 (ab 14)



Die Geschichte einer außergewöhnlichen Freundschaft zwischen zwei Jungen, Alex und Avner, und dem Mädchen Dafi. Mobbing in der Klasse, die Trennung von Avners Eltern und vor allem Alex' Krebserkrankung stellen die Beziehung auf eine harte Probe. Doch auch als Alex stirbt, können die beiden verbleibenden 12-jährigen Trauer und Ängste dank ihrer Freundschaft aushalten.

Kritikaster könnten bei diesem Buch einwenden, dass Geschichten über unerfüllte Liebe, sich streitende Eltern und auch Krebserkrankungen im Jugendalter nicht gerade dünn gesät sind. Wer aber dieses Buch gelesen hat, weiß, dass, wenn zwei das Gleiche tun, es noch lange nicht dasselbe ist. Denn ich habe noch nie zuvor ein Buch in Händen gehabt, das so erschütternde und für die Betroffenen furchtbare Ereignisse so beherzt anging, so offen, mutig und verständnisvoll mit Tätern wie Opfern umging und so starkes Wissen um die eigentlichen Fragen und Nöte solcher Situationen bewies. Das kann an Almagors langjährigem Engagement für krebserkrankte Kinder liegen, aber vor allem ist es wohl Frucht eines tiefen Mitgefühls und einer unsentimentalen Menschlichkeit der Autorin.

Nie rutscht hier irgendetwas ins Unglaubwürdige oder Kitschige ab, nie trifft man auf Plattheiten oder hohle Phrasen, nie werden große Gefühle und große Erschütterung durch große Worte verdeutlicht – im Gegenteil. Je dramatischer die Empfindungen werden (und sie werden dramatisch!), desto knapper und dürrer, oftmals auch sprachloser werden die Handelnden. Avner selbst, der Erzähler, weiß oft genau, was zu sagen wäre, aber er bringt kein Wort heraus, sondern driftet in parallele Gedankenwelten ab, aus denen ihn erst seine Freunde wieder hervorkönnen.

Die Quintessenz der Geschichte scheint einfach: Der Einzelne versucht immer wieder, Probleme von Einsamkeit und Isolation alleine zu lösen und verliert sich gerade dadurch in immer schmerzhaftere Vereinzelung. Erst wenn die gegenseitige Abhängigkeit von menschlichen Beziehungen (die nicht Liebe heißen müssen) akzeptiert und ausgelebt wird, wenn das Interesse für den Mitmenschen stärkere Konturen gewinnt, entstehen Mut, Selbstvertrauen und die Fähigkeit der Zuwendung. Wem diese Sätze zu sperrig sind, der lese das Buch, Almagor kann es viele Male besser ausdrücken.

Gewarnt sei nur vor einer fast unausweichlichen Folge dieses Buches: Es ist wirklich "zum Heulen" schön – der Rezensent konnte sich eine gute halbe Stunde gar nicht beruhigen. Und das tut manchmal sehr gut... Eine Schlussanmerkung sei noch gestattet: Die Umschlaggestaltung von Quint Buchholz verdient einen Sonderpreis, in diesem Jahr eindeutig der schönste und passendste Einband, bei dem man kaum glauben kann, dass die fotorealistische Darstellung der drei Kinder am abendlichen Strand kein Foto ist. Wundervoll!

Inhalt

Koos Meinderts: Die Geschichte von Jonas und Oma. Titania 2007.....	4
Wolf Erlbruch: Ente, Tod und Tulpe. Kunstmann 2007.....	4
Michael Rosen: Mein trauriges Buch. Freies Geistesleben 2007	5
Michael Dudok de Wit: Vater und Tochter. Freies Geistesleben 2003.....	6
Riitta Jalonen: Das Mädchen unter dem Dohlenbaum. Hanser 2007.....	7
Hermann Schulz: Die schlaue Mama Sambona. Hammer 2007	8
Dirk Walbrecker: Ist Omi jetzt ein Engel? Pattloch 2006.....	9
Sylvia Schopf: Abschied von Rosetta. Betz 2006.....	9
Hermien Stellmacher: Nie mehr Oma-Lina-Tag. Thienemann 2005	10
Dolf Verroen: Ein Himmel für den kleinen Bären. Hanser 2003	10
Dagmar Krol: Kevin Kanin oder Als es dunkel wurde am Lohewald. Kreuz 2005.....	11
Annette Herzog: Kapitän Seebärs letzte Reise. Ueberreuter 2007.....	12
Anna & Thomas Lyrevik: Der beste Samstag der Welt. Carlsen 2007.....	13
Jostein Gaarder: Das Schloss der Frösche. dtv 2007.....	14
Sverre Henmo: Für immer mein Opa. Carlsen 2006.....	15
Achim Bröger: Oma und ich. Rowohlt 2003	16
Dagmar H. Mueller: Die Hälfte des Himmels gehört Bo. Thienemann 2006.....	16
Andrea Hensgen: Darf ich bleiben, wenn ich leise bin? dtv 2003.....	17
Antonia Michaelis: Das Adoptivzimmer. Loewe 2004.....	19
Barbara Büchner: Eddies Gespenster. Dachs 2004.....	20
Jostein Gaarder: Das Orangenmädchen. Hanser 2003 // dtv 2007	21
Iain Lawrence: Die Tochter des Leuchtturmwärters. Freies Geistesleben 2005.....	21
Gila Almagor: Alex, Dafi und ich – Roman über die Freundschaft. Hanser 2005.....	22